



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Zwei Seelen : ein Lebensbild

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bewaffnete Ehrenskorte beigegeben worden, die vor ihm her marschiert, sich auf den unglücklichen Stufen nach einigen begreiflichen Stockungen und Verbesserungen als Kettenposten formiert und — man lese und staune — auf Buttlers, des Dragonerchefs, Kommando präsentiert. Ein unvergeßlicher und, wie gesagt, einziger Augenblick, da, auch abgesehen von dem etwas ungewöhnlichen Einschreiten eines Kavalleriegenerals, das Abschwanken und Nichten auf den Treppenstufen ein überaus schwieriges und geradezu halbsbrecherisches Einzelmanöver ist.

Auf demselben Wege kommen im fünfzehnten und im dreiundzwanzigsten Auftritte des dritten Akts von Wallensteins Tod die Pappenheimer an, und die von Schiller zweimal gegebne Weisung, daß sich der Saal mehr und mehr mit Bewaffneten anfüllen soll, sowie seine schließliche Bemerkung, daß der Saal ganz mit Bewaffneten erfüllt sei, werden „aufs Wort befolgt,“ und zwar in billigster Form mit einer Handvoll Leuten. Der großartige von Schiller beabsichtigte Kontrast freilich, daß im dreizehnten Auftritte der geharnischte Wallenstein mutterseelenallein in einem Riesensaale steht, ohne zu verzagen, während ihn am Schluß des Aufzugs die Wucht der gewaltigen, seinen Befehlen nicht mehr gehorchenden Masse geradezu erdrückt, geht bei einer solchen Inszenierung verloren, und mit ihm die grandioseste Wirkung der ersten drei Akte. Durch die Masse der hereindringenden Reiter soll dem Zuschauer nicht bloß klar gemacht werden, daß ihr stürmisches Drängen Max von Thekla reizt, er soll auch gewahr werden, wie der im Stücke oft erwähnte fast dämonische Einfluß des Feldherrn auf seine Truppen einer solchen ihm nicht mehr vertrauenden Menge gegenüber mit einemmal in nichts zerronnen ist. Diese Szene, die im kleinen die eigentliche Katastrophe widerspiegelt, verfehlt die beabsichtigte Wirkung, wenn Max sowohl als Wallenstein einer Handvoll Leuten weichen, von der es nicht heißen kann:

Es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab —

und die auch den Herzog, dem es am militärischen Blicke für die Beurteilung von Machtfragen wahrlich nicht fehlt, nicht zum Kleinbegeben vermögen würde.

(Schluß folgt)



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

I



o habe ich denn erreicht, was die meisten Menschen vergeblich erstreben: Um nichts habe ich mehr zu sorgen, meine Zukunft ist sicher gestellt für mein ganzes Leben, die Frage nach dem, was wir essen und trinken sollen und womit uns kleiden, diese große Frage, die das Menschenvolk fortwährend in Trab bringt, hat für mich alle Bedeutung verloren und wird mir nie mehr Kummer bereiten. Ich habe dieses Ziel freilich anders erreicht, als es sich die Menschen wünschen. Das Tor draußen und die schwere Tür an meiner Zelle drängen den Strom des Lebens von mir ab und lassen keine seiner Wellen an mich heran. Zwischen mir und der Welt liegen die Gitter meines Fensters, die nur die Abendsonnenstrahlen zwischen sich durchlassen und den Vogelssang, der tief unter mir erklingt und wohl aus einer Reihe von Linden kommt, die die Straße umsäumen. Ich sehe von ihnen noch eben einen grünen Schimmer über den Häusern, woraus ich schließe, daß es mäch-

Grenzboten IV 1903

7

tige Bäume sein müssen, unter denen es sich angenehm wandelt in heißen Sommertagen oder auch im ersten Frühling, wenn die grünen Pünktchen an den Zweigen hervorbrechen. Auch das ist eine bloße Vermutung, daß es Linden seien, ich habe es noch immer nicht erfahren können. Im Grunde ist es ja gleichgültig, was für Bäume da unten wachsen, aber ich habe doch längere Zeit darüber nachgedacht, und jeden Tag wollte ich die Beamten darüber befragen, aber ich habe es immer wieder vergessen, oder vielmehr ich habe die Frage immer wieder zurückgedrängt. Das ist noch eins der wenigen Geheimnisse, auf deren Auflösung ich gespannt bin. Ich bin jetzt einige dreißig Jahre alt und rechne darauf, noch ungefähr dieselbe Lebenszeit vor mir zu haben, da werde ich noch selbst des Rätsels Lösung finden können. Zwanzig Jahre weiter, dann werden die Bäume wohl ihre Kronen über die Dächer hinausheben, dann werde ich es erfahren. Bis dahin will ich warten, in meinem Dasein gibt es keine Eile mehr.

Es ist Sonntag heute. Friedlich läuten die Glocken über die Stadt hin. Die Regenwolke, die vor meinem Fenster hing, hat sich irgend wohin verzogen, ein lauer, würziger Abendwind bewegt die grünen Spitzen meiner Linden, und ganz ferne zwischen dunkeln Tannenästen geht der Mond auf. Ich sitze am Sonntag gewöhnlich vor einem Buche und blättere darin. Das einmal ist es eine Reisebeschreibung, etwa eine Wanderung durch Südamerika, ein andresmal eine neue Erfindung, von der ich mir erzählen lasse. Es sind freilich meist verschollene Dinge, um die sich meine Gedanken drehen, aber ich lese doch gern in den alten Büchern. Die neuen Bücher bereiten Unruhe, es kommt mit ihnen ein Hauch frischen, wirklichen Lebens zu mir, den ich nicht zu ertragen vermag, sie wecken in mir peinliche Empfindungen und erschließen in meiner Seele Türen, die ich nicht gern öffnen lasse. Aber diese alten vergilbten Bücher tun mir wohl. Die sie einst geschrieben haben, sind wohl schon in die ewige Ruhe eingegangen, und was sie mir da erzählen, ist auch eine abgetane Sache, alles ist inzwischen anders geworden, das Leben hat neue Bahnen eingeschlagen, und was man einst anstaunte, wird heute belächelt. Wie ein vergessener Friedhof, auf dem keine Träne mehr blinkt, unter dessen Fliederbüschen man ruhigen Herzens sitzt und in die Abenddämmerung hineinträumt, muten mich diese verschollnen Geschichten an.

Es ist doch eine seltsame Fügung: Dreißig Jahre alt und schon fertig mit dem Leben, fertig nicht als ein überspannter Narr, der die Empfindungen seines Herzens im langen Genießen verbraucht hat, sondern ein Mensch mit wachen Sinnen, mit einer sehnsüchtigen Seele, der nur durch einen festen Entschluß mit allem, was sonst des Menschen Hoffnung füllt, abgeschlossen hat. Manchmal will ichs selber nicht glauben und meine, es sei das alles, was hinter mir liegt, nur ein wirrer, böser Traum, aus dem ich noch einmal aufwachen würde; und wenn unten von der Straße her Kinderstimmen erklingen, wenn jemand ein Lied singt oder hell auflacht, und wenn unten im Buschwerk die Nachtigall schlägt, dann fasse ich mich an den Kopf und drücke die Hand gegen das pochende Herz, worin das Blut heiß zusammenströmt. Und dann hole ich tief Atem, wie einer, dem die Luft ausgeht. Ruhig, Heinrich, denke nicht mehr daran! Es ist besser für dich, wenn du nie etwas andres denkst als dies: Es ist alles aus.

Ich bin dieser Tage etwas wunderlich gewesen, der Arzt hat mich sonderbar angesehen, und auch die andern Beamten sind oft zu mir gekommen und haben sich lange mit mir unterhalten. Über Dinge, für die ich nicht das geringste Interesse hatte, und einige haben mit mir wie mit einem Kinde gesprochen, das man aus seinen Tränen reißen will. Ich weiß wohl, was sie befürchten. Sie glauben, daß sich in der Kette meines Verstandes ein Glied gelöst habe, aber sie irren. Ich bin ganz gesund, nur etwas mitgenommen von der eintönigen Arbeit und den einsamen Gedanken und den einsamen Büchern. Man hat mir Papier und Federn gegeben und mir erlaubt zu schreiben, so viel ich wolle, und was mir gerade einfiele. Das habe ich lange ersehnt, und nun, da mein Wunsch erfüllt ist, sind all

die schönen und wichtigen Gedanken, womit ich mich herumschleppte, von einer unsichtbaren Hand jählings entführt worden. Schließlich bin ich auf den Gedanken verfallen, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben, denn ich hatte irgendwo gelesen, daß nichts das Herz so sehr beruhige als die Geschichten, deren Gewicht immer auf der Seele lastet, zu Papier zu bringen, dabei lösten sie sich von uns ab und führten ihr eignes Dasein. Jetzt steht mein Leben in unsichern Umriffen vor mir, wie eine dunkle Landschaft, über die ein fernes Feuer phantastische Lichter wirft. Ich werde ihm Schritt für Schritt nahe gehn. Dabei werden die Flammen, die mich verzehrt haben, von neuem auflöhen, aber ich hoffe, es wird ein letztes Aufleuchten vor dem Erlöschen sein.

2

Ich bin als das Kind armer, aber wie ich wohl sagen darf, redlicher Leute geboren. Mein Vater war Bahnarbeiter, ein Mann von zuverlässigem und bei aller Weichheit des Gemüts festem Wesen, sodaß er, wenn ihm das Glück nur eine Weile gelächelt hätte, seine Familie gewiß zu einem bescheiden Wohlstande geführt haben würde. Nachdem er einige Jahre gewöhnlicher Handarbeiter gewesen war, wurde er auf einen wichtigeren Posten berufen und zuletzt auf eine Bahnwärterstelle gesetzt, die mitten im Walde zu versehen war, wo ein freundliches Häuschen unsre Wohnung wurde. Meine Mutter war mit dieser Veretzung nicht einverstanden, denn sie brauchte Menschen um sich her, und seitdem eine gute Freundin sie bedauert und ihr versichert hatte, sie sei viel zu gut für die Fichten, wollte sie sich gar nicht mehr im Walde gefallen, sondern bedrängte ihren Mann alle Tage, er möchte sich um eine andre Stelle bewerben. Das tat er nun freilich nicht, und dennoch mußte das törichte Morgen- und Abendgebet meiner Mutter irgend ein verborgnes Uhrfederchen gelöst haben, sodaß unser Schicksal plötzlich in Bewegung geriet. Gerade als uns ein Töchterchen geboren wurde, verunglückte der Vater auf der Strecke, und wir sahen ihn erst viele Wochen später wieder, als er die ersten Versuche machte, sich mit einem Stelzbein durch die Welt zu schlagen. Da war nun großer Jammer im Hause, aber wir zogen nun wenigstens in die Stadt, und als die Mutter erst die verabscheuten Fichten hinter sich hatte und wieder unter einem Haufen schwägender Weiber saß, lebte sie wieder auf wie ein nach Regen lechzender Acker nach einem kräftigen Gewitter.

Auch wir Kinder verließen den Wald, wo wir doch so glückliche Tage verlebt und rote, gesunde Gesichter bekommen hatten, mit tausend Freuden und zogen in die öden traurigen Gassen der Stadt mit weitgeöffneten Augen, als täte sich da ein Paradies auf. Doch ist mir der Eindruck des stillen Tannenwaldes für mein Leben geblieben, und wenn ich mich heute zurückdenke in die verflohenen Jahre, so winkt mir vom Anfang wie vom Ende meines Lebens etwas Grünes freundlich in die Augen.

In der Stadt war nun Schmalhans bei uns Küchenmeister. Oft mußten wir hungrig zu Bett gehn, und die Mutter verschmähte das Kunststück, das ich manch andres arme Weib habe versuchen sehen, durch ein Märchen oder eine seltsame Geschichte über den Kummer hinwegzuhelfen und die bittenden Kinderaugen mit Sand zu bestreuen. Allmählich bot sich jedoch manche Hilfe. Dicht neben uns, auf demselben Korridor, wohnte die Fischern, ein lediges Frauenzimmer, das jedoch nicht weniger Kinder als wir hatte. Es ist mir heute unbegreiflich, wie sie es anfang, immer wieder Liebhaber zu finden, denn sie war ein wildes Frauenwesen, schmutzig und zottlig, mit einer dunkeln Zigeunerfarbe über dem breiten Gesicht, aber sie entdeckte in der Tat immer wieder einen Menschen, der es eine Weile bei ihr aushielt, nachher sie freilich in um so größerm Elend zurückließ. Ihre Kinder schickte sie alle Tage zum Bettel aus und bildete sie zu menschlichen Wesen aus, die ihr aufs Haar glichen, ohne die Gutmütigkeit jedoch, die ihr nicht abzusprechen war. Durch ihre Liederlichkeit und große Armut hatte sie die Aufmerksamkeit mildherziger Menschen auf sich gezogen, in deren Wohltätigkeitsprogramm

sie hinfort die stehende Nummer wurde. Man schalt und tröstete sie alle Tage, und sie nahm die Strafrede mit Ergebung hin und löffelte die dargebotnen Suppen mit aller geforderten Dankbarkeit. Namentlich wenn wieder einmal etwas Kleines bei ihr angekommen war, wurden ihr allerlei gute Dinge ins Haus gebracht, von denen dann einige auch an uns kamen als Dank für manche von meiner Mutter geleistete Handreichung. Ich weiß nicht, ob wir uns schon damals über diese sonderbare Verteilung der Erdengüter Gedanken gemacht haben, unsre Mutter ließ es jedenfalls an spitzen Redensarten nicht fehlen. Bei uns war noch ein ordentlicher Haushalt vorhanden, hübsche Schränke und Tische, reinliche Betten und sogar ein Sofa, das der Vater auf einer Auktion gekauft hatte, weshalb nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge gar keine Ursache war, sich zu verwundern, daß die guten Suppen an unserm Hauswesen vorüber in die Töpfe der Fischern flossen.

Neben dem Häuschen, worin wir wohnten, stand ein schöner Apfelbaum, dessen Äste alle Jahre voll köstlicher Früchte hingen. An diesem Baum habe ich mir auf dem Felde, auf dem ich später das meinige tun sollte, die ersten Sporen verdient. Einen Sommer hatten wir ihn von ferne angesehen und dabei die schmerzliche Sehnsucht erlitten, der unsre Stammeltern erlegen waren. Im folgenden Sommer war unsre Geduld jedoch zu Ende. Meine ältern Brüder und Geschwister blieben unten ängstlich stehn, während ich hinaufkletterte und ihnen die roten Früchte hinabwarf. Von diesem Tage an übernahm ich die Führung unter dem jüngern Teil unsrer Familie und stellte den Helden vor, dem die meiste Ehre gebührt, dessen Schicksal es jedoch auch ist, harte Leiden auf sich zu nehmen. Meine Mutter sagte nichts zu dem unerwarteten Segen, den wir ihr von den Feldern ins Haus brachten, denn ob sie auch sonst eine rechtliche Frau war, so mochte sie doch über die Wald- und Feldfrüchte freiere Gedanken haben, oder sie war damals von Hunger und Kummer müde geworden. Mein Vater merkte in seiner niedergedrückten Stimmung nicht, was wir trieben. Erst als ich bei einem etwas waghalsigen Stück erwischt, und während meine Geschwister sich in Sicherheit brachten, an den Haaren nach Hause gezerrt wurde, wachte er erschrocken auf, nahm den Haselstock und bleute mich in der Erinnerung an die makellose Vergangenheit unsrer Familie schonungslos durch. Zuletzt, während ihm selbst die Tränen über das Gesicht flossen, ergriff er meine Hand und sagte traurig: Tu das nicht wieder, Heinrich!

Ich war zu dieser Zeit ein kleiner hübscher Junge und sein besondrer Liebling. Auch ich liebte ihn zärtlich, und eben jetzt, wo ich von ihm rede, steht das Bild des einfachen Mannes als ein Heiligtum vor meiner Seele, an dem kein einziger Flecken haftet. Er war von merkwürdig zurückhaltendem Wesen, eine scheue Natur, die über das, was sie innerlich bewegte, keine Worte hatte. Auch seine Liebe zu mir gab er in einer zarten, fast verschämten Weise zu erkennen, als ein unbeholfener Mann, der sich gern erschließen möchte, aber sich vor dem lauten Wort fürchtet. So ließ er auch jetzt seine guten Augen für sich reden, und unter ihrem Blick versprach ich ihm, ein guter Junge zu werden, nicht zu betteln, nicht zu stehlen, und was sonst noch sein Herz zu vernehmen begehrte. Er hörte mein Gelübde mit freundlichem Gesicht an; wie es freilich möglich sein würde, uns alle in Ehren durchzubringen, das mochte ihm wohl selbst ein Rätsel sein.

Er ist in jener Zeit schnell gealtert, sein Haar wurde fast über Nacht schlohweiß, und sein Gesicht bedeckte sich mit Furchen. Ich habe diese Furchen damals oft mit meinen Fingern zu glätten versucht, nachher habe ich am meisten dazu beigetragen, daß sie sich tief in seine Stirn eingruben.

Es war um diese Zeit, daß der jüngste Bruder meines Vaters, ein Postbeamter, mit seiner Frau zu uns zu Besuch kam. Sie fuhren in einem grünen Wägelchen vor, das mit einem Braumen bespannt war, und in dessen Tiefe verschiedene geheimnisvolle Körbe verstaut waren. Das war nun ein

Freudentag für das ganze Haus. Wir Kinder bemächtigten uns des Wagens und streichelten den Braunen, der in einem Holzstall untergebracht wurde. Währenddessen hielten die Erwachsenen ein wichtiges Gespräch. Der Onkel, der in guten Verhältnissen lebte, hatte sich entschlossen, nachdem kleinere Zuschüsse zwecklos gewesen waren, eben nur ein Tropfen auf den heißen Stein, durch einen tiefen Griff in seine Kasse unser gründlich verfahrenes Lebensschiff wieder flott zu machen. Außerdem sprach er die Absicht aus, einen unserer Sprößlinge in sein kinderloses Haus zu verpflanzen und mit aller Liebe aufzuziehen. Da war nun Gelegenheit, jeden Geschmack zu befriedigen, denn bei uns gab es Kinder von jedem Alter und Temperament, aber Wahl macht Qual. Während die ältern Söhne und Töchter, die auf die Verwandten wohl einen klöden Eindruck gemacht haben, wie sie denn auch stumpfe und beschränkte Menschen ihr Leben lang geblieben sind, von vornherein aus der Wahl fielen, schwankte das Zünglein der Wage lange zwischen mir und meiner jüngsten Schwester, einem lieblichen Kinde, das trotz des Dunkels, worin es aufgewachsen war, ein sonnenhelles Gemüt empfangen hatte, freilich auch eine so zarte Gesundheit, daß ihr niemand eine lange Lebensdauer zutrauen konnte. Der Onkel wollte dennoch gern das freundliche Nöschen mit sich nehmen, meine Tante hatte dagegen ihre Sehnsucht auf mich gerichtet und setzte ihr Verlangen denn auch mit der Energie durch, die den Menschen dann vor allem zu Gebote steht, wenn sie etwas recht körrichtes vorhaben. Da sie bemerkte, wie nah es meinem Vater ging, mich wegzugeben, glaubte sie einen besonders vorteilhaften Griff getan zu haben, und bestand als eine genaue und mißtrauische Person nun auch noch darauf, daß über den Handel ein Vertrag aufgesetzt wurde. Das geschah denn auch nach ihrem Willen, aber sie fühlte sich doch erst dann ihrer Sache völlig sicher, als sie mich im Wagen verpackt hatte und mit mir in die schöne Sommernacht hineinfuhr. Ich glaube, ich habe meinen Eltern nicht einmal Lebewohl gesagt, so zufrieden war ich mit der Wendung, die mein Leben genommen hatte; nur unserm Nöschen, wohl als Tröstung für die ihr angetane Zurücksetzung, schenkte ich meinen Laubfrosch, an dem sie sich freilich wenig Trost, wenn sie dessen überhaupt bedurfte, geholt haben wird, da sie das Tier von ganzem Herzen verabscheute und fürchtete. Der Onkel saß vor uns auf dem Bock und rauchte seine Pfeife, die Tante hielt mich im Arm, so fuhren wir der neuen Heimat zu. Wie oft habe ich an diese Fahrt gedacht, und wie wunderbar mag es erst der Tante ums Herz gewesen sein, wenn sie sich ihrer damaligen Gefühlsverwirrung erinnerte. Was würde sie wohl darum gegeben haben, in diesem Falle nicht eigenjünnig gewesen zu sein! Hätte sie unser Nöschen genommen, so hätte sie es schon im folgenden Herbst unter einem Rosenstrauch betten können. Mich dagegen konnte sie nicht los werden, so sehr sie auch danach verlangte, sich von dem Kleinod, das ihr zuerst die Augen verblendet hatte, zu trennen.

3

Es begann für mich nun ein neues Leben. Ich war gut gekleidet, reichlich gefüttert, ging mit sauber angezogenen Kindern in eine gute Schule und fühlte mich ausnehmend wohl. Der Onkel war ein stiller, friedliebender Mann, der glücklich war, wenn er zu Hause frohe Gesichter um sich hatte, und sein größtes Glück darin fand, in einer kleinen, von wildem Wein umwachsenen Laube sein Pfeifchen zu rauchen und dazwischen ein Stück auf dem Waldhorn zu blasen. Die Tante war ehrenhaft und fromm, aber mit einem Stich ins Saure. Die freudige Erregung, die über sie gekommen war, als sie mich eingehandelt hatte, war wie ein leichter Champagnerausch schnell verraucht und kehrte nur auf Augenblicke wieder, wenn sie sich in einen der mütterlichen Träume verloren haben mochte, unter deren Gewalt auch das kühlste Frauenherz wärmer und weicher als gewöhnlich fühlt. Eigentlich war sie nie zufrieden, ihr ernstes Gesicht hatte das Lachen ganz verlernt oder nie gekannt; sie nahm das Leben als eine schwere Pflicht, und wie sie ihre Mahlzeiten nahrhaft und peinlich sauber, aber auch ohne eine Spur von

lockender Würze bereitete, so richtete sie auch ihr Leben reiz- und duftlos zu, als eine Art Krankensüpplein pflichtmäßig nach Vorschrift bereitet. Dazu war ihr Umgang nicht dazu angetan, sie vergnüglicher zu bestimmen. Sie besuchte sonntäglich die Kapelle einer kleinen aber ausgewählten Sekte, deren Aufgabe hauptsächlich darin bestand, darüber zu klagen, daß die Welt, natürlich mit Ausnahme ihres kleinen Kreises von Auserwählten, der Verderbnis verfallen wäre. Da sich nun auch die einzigen Guten auf dieser Erde unter soviel Sündern unmöglich behaglich fühlen konnten, so war in der That kein Grund vorhanden, auf dieser Welt vergnügt zu sein. So lag also über ihrem Wesen immer eine leichte Trauer, ein sanftes, stilles Sommerwölkchen, das alle Sonnenstrahlen brach. Gleichwohl waren wir zufrieden, denn wir lebten im eignen Hause, hatten ein hübsches Gärtchen und gingen friedlich miteinander um. Unter solchen Verhältnissen verlebte ich zwei glückliche Jahre, in deren Verlauf ich Eltern, Geschwister und die alte Heimat fast völlig vergaß und mich in den Gedanken einlebte, demaleinst unter den Menschen eine bevorzugte Rolle zu spielen.

Bald darauf bereitete sich jedoch ein Wetterumschlag vor. Meine Tante fing an, mich merklich kühler zu behandeln. Die Ursache davon verstand ich freilich nicht, sie wurde mir erst von Nachbarkleuten klar gemacht, als ich eines Morgens bei uns ein kleines schreiendes Mädchen vorgefunden und die Kunde davon mit strahlenden Mienen in der Nachbarschaft herumgetragen hatte. Armer Junge, sagte jemand, das kleine Ding wird dich aus dem warmen Nest herauschmeißen. Paß auf, jetzt wird dir ein andres Windchen um die Nase wehen! Das tat es auch, doch um gerecht zu sein, der Onkel bewahrte mir noch einen großen Teil seiner Zuneigung, wohl weil in seinen Adern dasselbe Blut floß wie in den meinigen. Aber auch deshalb, weil er ein ganzer Mann, und obwohl er nicht zu dem Kreis der auserwählten Gerechten gehörte, dennoch von ganzem Herzen gerecht war, wogegen meine Tante, wie manche Frauen von sonst peinlich genauer Gewissenhaftigkeit und von untadelhafter Gesinnung im Punkte der Gerechtigkeit gleichsam einen Sprung in ihrem Wesen haben. Sie gefror nun innerlich zu Eis und behandelte mich als einen lästigen Ausländer; sie vergaß, daß sie mich selber in ihre Welt hineingerufen hatte, und als ihr Mann plötzlich starb, traf sie sofort Anstalten, mich nach Hause zu schicken. Meine Eltern winkten jedoch entschieden ab und beriefen sich dabei auf die eigenste Schöpfung meiner unglücklichen Tante, den Vertrag.

Wie ich später erfuhr, war mein Vater sogleich willens gewesen, mich heimzuholen, die Mutter jedoch, als die weltklügere und zugleich die hauptsächlichliche Ernährerin der Familie, hatte auf ihrem Schein bestanden, nicht als ob sie kein Gefühl für mich gehabt hätte, sondern weil sie mich bei den Verwandten besser gebettet wähnte, als im kümmerlichen Vaterhause, und weil sie im stillen darauf rechnete, der liebe Gott werde die zarte Herbstblüte, das zarte und schwache Mädchen, dessen Erscheinen mir so hinderlich geworden war, wieder in die Welt des ewigen Frühlings zurücknehmen.

So kamen denn wieder knappere Tage für mich, die kärgliche Pension, von der meine Tante als Beamtenwitwe leben sollte, reichte nicht aus, und sie mußte erst eine Weile darben, ehe sie sich unter den neuen Verhältnissen hatte einrichten lernen. Da kamen nun auch Tage, wo wir uns hungrig zu Bett legen mußten, was mich um so tiefer kränkte, als ich sah, daß für die kleine Martha noch immer in der gewöhnlichen Weise gesorgt wurde. Daß ich nun eine geringere Schule besuchen mußte, bereitete mir weniger Kummer, da ich auch jetzt viel mehr zu lernen hatte, als mir lieb war, und unter der Gesellschaft meiner Mitschüler ein lustigerer Geist herrschte als unter der frühern.

4

Eines Tags kam die Mutter aufgeregt nach Haus und rief mit einer fliegenden Röthe in dem sonst blassen Gesicht: Kinder, ihr bekommt wieder einen neuen Vater.

Die kleine Martha, die das nicht verstand, fing an zu weinen, wohl erschrocken über den ungewohnten erregten Ton, mit dem die Mutter uns ansprach, oder wer weiß aus welcher Ursache. Seltsame Dinge spielen sich hinter dem bunten Vorhang der Seele ab. Vielleicht, daß das kleine Wesen, sich selber unbewußt, schon das schlimme Schicksal beweinte, das sich ihrer Mutter aufzuerlegen im Begriff war. Ich jedoch jubelte auf, da ich annahm, die alten guten Zeiten brächen nun wieder an. Der neue Vater war viel jünger als die Tante, ein schöner stattlicher Mann, heitern Wesens und von angenehmen Manieren, kurz ein Mann, den man als eine gute Partie bezeichnen durfte. Er hätte sich das schönste und frischeste Mädchen aussuchen können, aber das eigne Haus, über dessen Besitz die Tante so eifersüchtig gewacht hatte, daß sie wohl lieber verhungert wäre, als daß sie sich von ihm getrennt hätte, und die gute Wohnungseinrichtung mochten auf ihn einen starken Eindruck gemacht und ihm die vielen kleinen Fältchen auf dem Gesicht der Tante verdeckt haben. Ein eignes Haus ist ein guter Grund zu einem Eheantrag; ich weiß von einem jungen netten Menschen, der ein bössartiges und sehr widerwärtiges Weib nur darum heiratete, weil es ihn nach dem Sonntagsanzug ihres verstorbenen Mannes gelüstete.

Unser neuer Vater hieß Bauer und war Arbeiter in einer Maschinenfabrik, wo er einen reichlichen Lohn verdiente. Da die Mutter überdies in verschiedenen guten Häusern die Wäsche besorgte, so ging es uns mit einemmal ausgezeichnet, sogar die Tante, die ihre Gänge in die Kapelle aufgab, wohl weil sie durch ihren weltlichen Sinn Anstoß erregt hatte, wurde von der muntern Weise ihres Mannes angesteckt, und es fehlte nicht viel, so wäre sie zuguterlezt noch eine leidlich heitere Frau geworden. Denn das eine und das andre mal hatte man sie schon dabei betroffen, wie sie bei den lustigen Geschichten ihres Mannes leise in sich hineinlachte. Unser ganzes Hauswesen erhielt nun einen fröhlichen Anstrich, der wilde Wein noch wieder die gewohnten Tabakwölkchen und bekam auch wieder Musik zu hören, da Bauer ein geübter Klarinettenspieler war. Auch ich empfing von der allgemeinen hoffnungsvollen Stimmung meinen Anteil und wurde von der Tante, in deren Herzen ein linder Tauwind wehte, wieder freundlicher behandelt. Unser Schifflein schwam also, nachdem es eine ziemliche Zeit auf einer Sandbank festgelegt hatte, wieder lustig ins Blaue hinein. Freilich nur auf kurze Zeit, dann war der Altweiberommer zu Ende.

Der Onkel geriet eines Tags mit einem andern Arbeiter in Streit und wußte sich, da er vorher getrunken hatte, nicht wie sonst zu benehmen. So prügelte er sich mit dem Kameraden herum, wobei er im Ringen und Stoßen einer glühenden Eisenstange zu nahe kam und sich übel verbrannte. Das Schlimmste war jedoch, daß er wegen dieses Streits seine Stelle verlor und überhaupt ein ganz anderer Mensch wurde. Er hatte schon immer eine starke Leidenschaft für das Herumflanieren in Wald und Feld, und wäre er von Anfang an in die grüne Farbe hineingekommen, so würde wohl aus ihm ein tüchtiger Jägermann geworden sein. Es verging kein Sonntag und kein Feiertag, wo wir nicht schon in aller Frühe in den Wald hinauspilgerten oder auf irgend ein Heckenbüschchen, und da der Onkel ein guter Kenner der Vogelstimmen war, so war es eine Lust, mit ihm zu marschieren. Zuletzt suchte er gewöhnlich ein verschwiegenes Wasserplätzchen auf, um dort dem Angelsport zu huldigen und womöglich ein paar Fische für unsern Abendtisch aus der goldigen Flut herauszuziehn. Währenddessen saß die Tante mit uns unter einem schattigen Baum in der Nähe und arbeitete, da sie durchaus nicht unbeschäftigt bleiben konnte, eine Kleinigkeit.

Das waren für uns glückliche Stunden gewesen. Jetzt, wo der Onkel den ganzen Tag vor sich hatte, beschränkte er jedoch seine ländlichen Ausflüge nicht auf den Sonntag, sondern war eigentlich immer unterwegs, nur zu den Eßstunden stellte er sich daheim mit peinlicher Pünktlichkeit ein. Dieses viele Herumlaufen machte ihn jedoch durstig, und so war er bald darauf in allen Wirtshäusern ein

ein und tat die Ohren für die willkommene Weisheit so weit auf, wie er konnte, worauf er seiner Frau vorhielt, wie sehr er von andern geschätzt werde, und welche Meinung diese und jene gute Freundin über sie hätte.

Das Leben wurde schwer und schwül in unserm Hause, aber es kam zu keinem Gewitter, da bei den Leuten alles vergangen war, was den Blitz von einer Seele in die andre hätte tragen können. Ein Gewitter kann nur da entstehen, wo sich Menschen gegenüberstehn, in deren Wesen noch irgend etwas Verwandtes vorhanden ist, ein Schmerz, eine klagende Liebe, die noch in einem Winkel des Herzens ruht, aber emporschwebt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und sich auseinander breitet, dunkel und schwer wie die Wolken am Gewitterhimmel. Zwischen diesen beiden Menschen gab es jedoch nichts gemeinsames mehr, sie haßten einander nicht, sie gingen gleichgiltig aneinander vorüber. Es war ein Glück, daß der Tante erster Mann Sorge getragen hatte, daß Bauer nicht an das Häuschen herankomte. In ihrem ersten Liebesrausch hätte die Tante ihm wohl alles in die Hände gegeben, jetzt war aber keine Gefahr mehr, daß sie ihm die Verfügung nur über einen Stein des Hauses überließ. Ihr erster Mann hatte ja wohl nicht daran gedacht, daß sie sich noch einmal verehelichen würde; er mochte vielmehr die Kapellengemeinde im Auge gehabt haben, deren Bemühungen, seine Frau zu einer Heiligen umzuwandeln, ihm immer verdächtig erschienen waren.

Einmal gerieten die beiden Eheleute jedoch fast aneinander. Bauer hatte sich auf einen neuen Erwerbszweig besonnen, nämlich die Korbflechterei. Da die Weidengerten, die er zu dieser Unternehmung brauchte, größtenteils gestohlen waren, so konnte er eine billige Ware herstellen. Die Tante ließ ihn gewähren. Mochte er doch tun, was er wollte, am liebsten etwas, was ihn ins Zuchthaus brächte und ihr eine Gelegenheit gäbe, sich von ihm zu trennen! Als er jedoch versuchte, uns Kinder zu Geschäftsreisenden auszubilden, trat sie ihm heftig entgegen. Daß ich einen Mann geheiratet habe, der ein Lump ist, das weiß ich, und trage mein Los. Aber mein Kind lasse ich nicht von dir verderben. Es ist dein Kind nicht, Gott sei Dank, du hast kein Recht darauf. Versuch es nur, du wirst etwas erleben. Und wenn ich die ganze Stadt zusammenläuten muß, ich tue es. Ich habe immer geschwiegen, weil ich nicht in der Leute Mäuler kommen wollte. Aber ich schweige nicht länger, ich werde einmal sehen, ob du ein Recht hast, das Kind auszunützen und zu einer Bettelbirne zu machen. — Es ist gut, antwortete Bauer, so mag der Junge allein gehn. Meine Tante schwieg darauf, glücklich, ihr eignes Kind in Sicherheit gebracht zu haben. Ich war ein fremdes Kind, eine Last, die noch eine Zeit lang getragen werden mußte, was lag an mir? Und wer fragte nach mir? Von meinen Eltern hörte ich nichts, Briefe zu schreiben war nicht ihre Sache, auch glaubten sie mich wohl aufgehoben, und die wenigen Briefe, die ich ihnen selbst schrieb nach einem bestimmten Muster, das uns in der Schule zurecht gemacht wurde, mochten ihnen die Zuberficht eingeflößt haben, daß ich mich zu einem tüchtigen und gescheiten Menschen entwickelte.

Ich war damals etwa dreizehn Jahre alt und ein zwar etwas wilder, aber im ganzen gutartiger Junge geblieben. Diese Hausfiergänge jedoch in die Stadt hinein und nachher, als mein Kundenkreis versorgt war, auch auf die Dörfer brachten manches zur Entfaltung, was später böse Blüten und Früchte hervortrieb. Ich wurde ein kleiner Stromer, und da ich bald anfang, einige Pfennige hinter mich zu bringen, auch ein Schlemmer. Auch lernte ich nunmehr einige gleichgesinnte Kameraden kennen, mit denen ich später meine Streiche machte. Um die Schule ging ich so viel wie möglich herum. Da ich jedoch ein anständiger Mensch war und mit der größten Leichtigkeit lernte, so nahm ich doch ziemlich alles in mich auf, was unser Lehrer uns zu lehren für gut hielt. Er war ein gutmütiger, aber ungewöhnlich hitziger Mann, bei dem es darum aus einem Extrem ins andre ging. Manchmal erzählte er uns die hübschesten Sachen, sodaß es eine Lust war, auf ihn zu hören. Wenn aber auf diese Weise ein paar Tage verzettelt waren, dann wurde er plötzlich schneidig und ging nun scharf vor, um das Versäumte schnell

nachzuholen. Um diese eigentlichen Lehrstunden suchte ich mich nun herumzudrücken, indem ich allerlei Entschuldigungen vorbrachte, auch mir wohl selber einen Entschuldigungszettel schrieb. In der Zeitung, die der Onkel las, veröffentlichte zuweilen eine Lehrerin ihre Schulerfahrungen, allerlei kurzweilige Dinge, insbesondre auch komische Entschuldigungszettel, durch deren Mitteilung allerdings der Respekt vor den Eltern nicht gerade gefördert wurde. Dies regte mich an, auch meinerseits eine Schnurre fertig zu bringen, und zwar zunächst auf Kosten meiner Tante, nachher Kühner geworden ließ ich auch Bauer selbst närrisches Zeug schreiben. Damit hatte ich mich einer Dummheit schuldig gemacht; der Lehrer wurde aufmerksam und legte mein Geschreibsel dem Onkel vor, der darüber aufs höchste aufgebracht wurde, nicht so sehr, weil ich gelogen und gefälscht hatte, sondern weil ich ihn in den Augen seiner Mitmenschen verächtlich gemacht habe, als wäre er ein dummer, einfältiger Mensch und nicht der kluge, weltgewandte Felix Bauer. Am andern Tage, nachdem ich am Abend von dem Onkel mißhandelt worden war, nahm mich auch der Lehrer vor. Die fortgesetzte Prügelei hatte mich aber allmählich in solche Wut und Verzweiflung gebracht, daß ich mich zur Wehr setzte und den Lehrer in die Hand biß. Die Folge war, daß ich halb totgeschlagen wurde. Dann als ich fast bewußtlos und im ganzen Gesicht blutend auf der Bank lag, verging meines Lehrers Zorn schnell. Er redete mir verständig zu und sprach auch mit meinem Onkel, sodaß über die Geschichte nichts weiter verlautete. Seitdem war ich Lust in der Schule, ich konnte kommen oder fernbleiben, es war alles einerlei. Ich war ein von allen aufgegebener Mensch, ich hatte außer der kleinen Martha niemand, der mich liebte. Ich wäre auf Selbstmordgedanken gekommen, wenn nicht meine Schulentlassung so nahe gewesen wäre. Dahinter lag wie ein schönes fernes freies Land das Leben. Das wollte ich doch erst noch versuchen, der Traum des jungen Herzens, der die Seele füllt, wie zauberhafter Mondschein den tiefen See, wartete noch auf seine Erfüllung. So besuchte ich in der letzten Zeit, obwohl lange keiner nach mir fragte, den Unterricht fleißig und brachte es schließlich dahin, daß ich wieder zu Ehren kam.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nemo enim illic vitia ridet. Im neunzehnten Kapitel der *Germania* rühmt Tacitus mit diesen Worten den Ernst, mit dem die Germanen sittliche Fehler beurteilten. Wenig hat sich unser Volk von diesem Ernste bewahrt, der auf der unbewußten Sorge um die Erhaltung der Volkskraft beruht. Und auch für diesen Rest muß man fürchten, wenn man aus den Bierzeitungen der Gymnasiasten sieht, wie weit ein Teil unsrer Jugend es schon im verständnisvollen Belachen von Schamlosigkeiten gebracht hat. Fast scheint es, als solle gerade in unsern Tagen der schönste Zug des deutschen Volkscharakters, die Achtung vor den Frauen, aus dem Geistes-, Sinnes- und Sittenerbe verschwinden, das wir nach Fichtes Lehren nicht geschmälert, sondern vermehrt und veredelt den kommenden deutschen Geschlechtern übergeben sollen.

Ein sächsischer Mittelschullehrer hat vor einem Jahre in den Grenzboten diese betäubende Erscheinung und ihre Ursachen beleuchtet und Vorschläge zur Heilung des Übels gemacht. Unter anderm wünschte er, daß die Polizei Postkarten mit unzüchtigen Darstellungen und ähnliche Dinge aus den Schaufenstern entferne, und daß die obersten Schulbehörden der deutschen Bundesstaaten von den besprochenen Vorkommnissen recht genau Notiz nähmen und den tiefern Ursachen nachforschten. Seine Ausführungen und Vorschläge scheinen jedoch keine Beachtung gefunden zu haben, denn auf meinen Wanderungen durch die lichten Straßen Münchens sah ich